

Versuchen wir nun, diesen Gedanken auf das Gebiet eures Kampfes mit dem Bolschewismus zu übertragen.

Die kommunistische Doktrin, das ist klar, greift das Individuum an. Sie strebt danach, das Individuum der Masse zu unterwerfen. Hier spielt sich also ein ganz fundamentaler Kampf ab: zwischen dem Menschen, der wirklich sein Leben leben will, und dem Druck der Gemeinschaft, der ihn in eine Nummer, ein Rädchen, eine Marionette verwandelt. Daher ist kein Kampf des Kommunismus gegen andere gesellschaftliche Kräfte, seien es Nationen, Streitkräfte oder ideologische Organisationen, so kompromißlos wie der Kampf gegen die Aufrichtigkeit des menschlichen, persönlichen Gefühls.

Wenn ihr euch also dem Kommunismus widersetzen wollt, so tut ihr es nicht entscheidend und grundlegend genug, indem ihr ihm die Nation oder ein anderes Zentrum der gesellschaftlichen Kräfte entgegensetzt. Ein Mensch, der es gelernt hat, sich für die Nation zu opfern, kann schließlich auch für die proletarische oder eine andere Diktatur seiner selbst entsagen. Und wir sollten auch nicht vergessen, daß unter den Bedingungen, wie sie im Moment in Polen sind, diese Kraft des gemeinschaftlichen Widerstands nicht herzustellen ist: Ist euch doch jegliche Organisation verboten; ihr habt keinen Staat, keine Regierung, keine Armee, kein Parlament.

Das einzige, was dem Polen heute bleibt, ist er selbst – er selbst als individuelle Kraft, als einzelne, souveräne Existenz, als eigene, unbezwingbare Welt. Deshalb scheint mir, daß es in der polnischen Kultur nie eine günstigere Zeit gab für Anstrengungen, die darauf abzielen, daß dieses Ich eines jeden von uns gefunden und geläutert wird, daß es kategorisch wird. Es stimmt nicht, daß wir ein Volk von Individualisten sind. Unser Individualismus war Anarchie, nicht (Ende des Satzes unleserlich).

Das ist meine Meinung. Es ist eine Meinung wie jede andere: richtig oder falsch. Wie ihr seht, packe ich meine Ansichten nicht in Watte ein, im Gegenteil, ich will sie euch in ihrer ganzen schmerzlichen und sogar tragischen Schärfe präsentieren. Ich möchte ernsthaft und ehrlich im Namen meines eigenen und des Lebens eines jeden von euch sprechen. Aber auf mein Gesicht werfen sich die Fratzen der Regimes, die völlig vergessen haben, wie ihr eigenes Gesicht aussieht, wie ihre eigene Stimme klingt, und diese Masken, die um mich herumspringen, brüllen: du Scheusal, du Abtrünniger, du Verräter!

Quelle: Klecel M. 1995: *Polen zwischen Ost und West*. Frankfurt am Main, 38 f., 41 f., 44–49.

Lech Wałęsa über den gewaltlosen Widerstand in Polen

Lech Wałęsa wurde 1943 in Popowo bei Bydgoszcz (dt. hist. Bromberg) geboren. Von 1966 an arbeitete er als Elektriker in der Danziger Leninwerft, wo er sich bereits 1970 an der damaligen durch die Rationierung und Verteuerung von Lebensmitteln ausgelösten Streikbewegung beteiligte. Nachdem er 1976 aus demselben Grund einen weiteren Streik mitorganisiert hatte, wurde er entlassen. Während der nächsten landesweiten Streikbewegung 1980 übernahm Wałęsa den Vorsitz der neu gegründeten unabhängigen Gewerkschaft Solidarność („Solidarität“). In der Folge wurde er unter Hausarrest gestellt und wiederholt inhaftiert. Für seine Bemühungen um die Demokratisierung Polens erhielt er 1983 den Friedensnobelpreis, den aber seine Frau Danuta entgegennehmen musste, da ihm selbst die Ausreise nach Norwegen verweigert worden war. Am

Regimewechsel von 1989 maßgeblich beteiligt, wurde Wałęsa 1990 zum Staatspräsidenten gewählt – ein Amt, das er bis 1995 innehatte und eher glücklos ausübte.

Im folgenden Auszug seiner Autobiografie „Ein Weg der Hoffnung“ (poln. „Droga nadziei“) beschreibt er unter anderem eines der düstersten Ereignisse aus der Zeit der Demokratiebewegung: die Entführung und Ermordung von Kaplan Jerzy Popiełuszko durch den Staatssicherheitsdienst 1984.

Mein Vaterland – Konflikte

Es waren noch drei Tage bis zum 16. Dezember, dem Jahrestag der blutigen Ereignisse im Dezember 1970. Ich war mir darüber im klaren, daß ich als frischgebackener Friedensnobelpreisträger das gewaltige Kapital, das dieser Preis für uns darstellte, nicht aufs Spiel setzen durfte durch eine Konfrontation, die nur wenige Tage nach der Feier von Oslo dieses Kapital geschmälert hätte. Das stand fest. Ich hatte noch sehr lebhaft den anderen Jahrestag in Erinnerung, den August 1983, als Polizeikordons den Zugang zum Denkmal abgesperrt hatten und niemanden durchließen – außer mir. Allein schritt ich, einen Blumenstrauß in der Hand, über den leeren Platz, als eine verstärkte Polizeistreife im Kampfanzug mir den Weg versperrte und ich beinahe physisch spürte, wie das Visier am Lauf der Maschinenpistole eines dieser Polizisten mitten auf meine Stirn zielte. Er behielt mich im Visier, bis ich an ihm vorübergegangen und aus seiner Schußlinie heraus war. Da erst ließ er den Lauf seiner Waffe sinken. Das wäre keine üble Inszenierung gewesen: ein „zufälliger“ Schuß am Jahrestag der Unterzeichnung der Danziger Vereinbarungen, direkt vor der Werft, am Fuß des Denkmals! Aber damals war ich allein. Jetzt wollte ich nicht, daß diese Situation sich noch einmal wiederholen könnte – weder für mich selbst, noch für die, die mich begleiten würden.

Ich war erkältet und hatte leichtes Fieber. Nachdem ich mir überlegt hatte, wie dieser Jahrestag begangen werden könnte, schlug ich Danuta vor, mich diesmal zu vertreten und die Blumen in meinem Namen niederzulegen. Das würde – nach ihrem Erfolg in Oslo – Eindruck machen. Den Text meiner Dezember-Ansprache, in der ich wie üblich eine Bilanz unserer Tätigkeiten zog und gewisse Zukunftsperspektiven andeutete, hatte ich schon vorher verbreitet.

[...]

Das Jahr 1984 sollte in dieser Hinsicht zu einem dramatischen Jahr werden. Gleich zu Beginn kündigten sich beunruhigende Konflikte an, einmal durch neue Preiserhöhungen, welche die polnische Durchschnittsfamilie in eine noch drückendere Lage brachten, und zum anderen durch die Entstehung neuer Fronten, an denen die Staatsmacht mit der Gesellschaft und besonders mit der Schuljugend zusammenprallte.

Es begann mit dem sogenannten „Krieg um die Kreuze“. In einem kleinen Ort bei Garwolin in der Nähe Warschaws waren die Kreuze aus den Klassenzimmern entfernt worden, und um dagegen zu protestieren, waren die Schüler in einen Streik getreten, der von den Geistlichen am Ort unterstützt wurde. Zum „Krieg der Kreuze“ habe ich mich mehrfach geäußert und die Ansicht vertreten, daß es legitim und begrüßenswert ist, wenn die jungen Leute für ihre Überzeugungen kämpfen.

An einem Danziger Gymnasium äußerten sich die Schüler besonders rege über die aktuelle gesellschaftliche Realität. Sogleich wurde die Schule unter permanente Überwachung durch die Staatssicherheit gestellt. Die Staatsmacht übte auf die Lehrer einen beispiellosen administrativen Druck aus, um sie dafür einzuspannen, den Geist der Revolte unter den Schülern auszumerzen. Tatsächlich wurden seit der Verhängung des Kriegszustandes die Lehrer aller Schulstufen einer systematischen „Überprüfung“ ihrer Einstellung zum Ausnahmezustand unterzogen.

Im Frühjahr 1984 begann man von einer bevorstehenden Amnestie für die politischen Gefangenen zu munkeln, als in Danzig wie eine Bombe die Nachricht einschlug, Bogdan Lis sei verhaftet worden. Er war neben Borusewicz der Hauptvertreter der Region Danzig innerhalb der Untergrundorganisation der *Solidarität*. Man hatte ihn, wie ich erfahren konnte, am Ufer eines Sees gefaßt, wo er sich für ein paar Tage erholen wollte. Wie es scheint, war einer seiner Freunde besonders auf Geld und Auslandsreisen erpicht. Also wieder der klassische Fall: die dreißig Silberlinge des Judas.

[...]

Im Oktober 1984 rückte Kaplan Popieluszko in den Mittelpunkt unserer Erfahrung, die wie alles, was Menschen tun, ihre Schwächen und Mängel hat. Er wurde zum verbindenden Element zwischen uns. Vielleicht war das Opfer eines Lebens notwendig, um die verborgenen Mechanismen des Bösen sichtbar zu machen, um das Verlangen nach dem Guten, nach Aufrichtigkeit und Vertrauen, stärker hervortreten zu lassen, erklärte der Primas von Polen am Grabe von Kaplan Jerzy. Das war richtig, doch offenbarte dieser Tod noch etwas mehr: die tiefe, aus dem Wesen der Sache erwachsende Bindung zwischen der Bevölkerung und der verletzten Kirche. Hier war ein Zeuge aufgestanden, ein glaubwürdiger Zeuge, der all jenen, die noch Zweifel hatten, glaubhaft bezeugte, daß es einer redlichen Bemühung bedurfte, um sein Leben in Eigenständigkeit zu leben, um Tag für Tag eigenständige Gedanken zu formulieren und auszusprechen, um all das zu tun, was sich als bindende Verpflichtung aus dem August 1980, aus den damaligen Vereinbarungen, aus der Treue zur *Solidarität* und aus dem Festhalten an unserem Weg der Hoffnung ergab.

Es war beinahe schon der Eindruck entstanden, als seien die brutalen Verhöre, die Hausdurchsuchungen, die Schikanen gegen die Familie und die Verhaftungen für diejenigen, „die es sich in den Kopf gesetzt hatten, weiterzumachen“, eine lästige, aber unvermeidliche Tatsache, über die man einfach nicht spricht. Man wußte doch, daß Märtyrertum etwas Aussichtsloses, etwas Bedrückendes war, ein weiterer Beweis für die Hoffnungslosigkeit der Lage. Die Hilflosigkeit nimmt man ungern zur Kenntnis, so wie es einem schwerfällt, dem Kranken zu sagen, daß er Krebs hat, daß seine Tage gezählt sind. Aber da war auf einmal Kaplan Jerzy – zu Tode gequält und doch siegreich! So konnte ich an seinem Grabe sagen: „Die *Solidarität* lebt, weil du dein Leben für sie gegeben hast.“

So hatten sich die Ereignisse abgespielt: Am Freitag, 19. Oktober 1984, bringen die Abendnachrichten eine Meldung, die aus dem gewohnten Schema herausfällt. Es geht um einen Priester, der nicht nach Warschau heimgekehrt sein soll; Untersuchungen seien im Gange. Am Samstag, dem 20., fahre ich nach Warschau, treffe mich dort mit unseren Beratern und erhalte die Bestätigung, daß das geplante Treffen mit der Provisorischen Koordinierungskommission stattfindet.

[...]

Als ich von diesen Gesprächen mit der Provisorischen Koordinierungskommission und einer anschließenden Gebetswache in der Kirche von Żoliborz heimkomme, rufe ich, noch ganz von den frischen Eindrücken erfüllt, Konrad Maruszczyk an. Anschließend lade ich einige Leute zu mir ein, um sie vom Gang der Dinge in Kenntnis zu setzen. Man hofft noch immer, daß Kaplan Popieluszko am Leben ist; man befürchtet das Schlimmste. Man fragt sich aber auch, ob „die da oben“ nicht irgendeine finstere Mächenschaft aushecken. In Warschau verstehen sich die Menschen ohne überflüssige Worte. In allen Kreisen wird gebetet, man trifft sich, um das gemeinsame Vorgehen abzusprechen, es werden Texte für die gemeinsame Meditation ausgewählt, Gedichte und Auszüge aus Predigten von Kaplan Jerzy. Alle beteiligen sich daran, von den Schauspielern bis zu den Arbeitern. Alles ist perfekt organisiert. Solche Nachtwachen

sollten in allen Städten des Landes organisiert werden. Wenn Millionen von Menschen zum Gebet niederknien, kann das nicht ohne Folgen bleiben ...

Am anderen Tag füllt sich die Brigittenkirche mit immer neuen Strömen von Menschen. Die Gebetsgruppen lösen einander ab. Manche kommen direkt nach der Arbeit von der Werft hierher. Am Abend wendet sich Pfarrer Jankowski vom Altar aus an die Anwesenden: „Es ist jemand unter euch, der wie ihr denkt. Er möchte zum Ausdruck bringen, was ihr empfindet. Sein Herz spricht die Sprache eurer Herzen: Nehmt seine Worte mit Wohlwollen auf.“

[...]

Schließlich kam die Nachricht, daß die Leiche von Kaplan Jerzy Popiełuszko endlich gefunden worden sei, und wir rechneten damit, daß die Beerdigung auf den folgenden Samstag gelegt würde. Da dies kein arbeitsfreier Samstag war, mußte man sich beurlauben lassen. Bevor ich mich an Allerheiligen nach Sobowo an die Gräber meiner Eltern begab, bat ich darum, in der Brigittengemeinde eine Delegation zusammenzustellen, die zur Beerdigung nach Warschau fahren würde und zu der ich selbstverständlich gehören wollte. Im Pfarrhaus von St. Brigitten herrschte eine bedrückte Stimmung wie bei einem Belagerungszustand. Pfarrer Jankowski erhielt telefonische und schriftliche Drohungen, in denen ihm das Schicksal angekündigt wurde, das Kaplan Popiełuszko erlitten hatte. Er sah sich genötigt, den Staatsanwalt davon in Kenntnis zu setzen, der ihn anschließend zu Vernehmungen vorlud; man bot ihm an, die Staatssicherheit könne den Schutz übernehmen, man schlug ihm vor, die Zugänge zur Kirche und zum Pfarrhaus zu schließen und den Dienst der erst vor kurzem von ihm gegründeten Oblatenbruderschaft einzustellen. Ich machte mir Sorgen um ihn, denn er war in Danzig Symbol einer unabhängigen Haltung, auch gegenüber der Polizei.

[...]

Als ich neben den alten Eltern von Kaplan Popiełuszko an dem Grab stand, das seine sterblichen Überreste aufnehmen sollte, spürte ich, wie das Vertrauen auf die Zukunft in den Menschen wuchs, wie sich ihr Glaube an die Kraft der moralischen Werte und an die Notwendigkeit ihrer praktischen Anwendung im gesellschaftlichen Leben sich festigte. Diese sich immer mehr ausbreitende Überzeugung würde einen Damm gegen das Böse errichten, würde die Gefahr verringern, daß wir in Chaos und Verzweigung abgleiten.

Quelle: Wałęsa L. 1987: *Ein Weg der Hoffnung. Autobiographie*. Wien, 416 f., 420, 424–433.

Der bedeutendste Schriftsteller Albaniens geht ins Exil

Ismail Kadare (geb. 1936 in Gjirokastra, Albanien) ist der mit Abstand bedeutendste albanische Schriftsteller der Gegenwart. Mit Romanen wie „Der General der toten Armee“, „Chronik in Stein“ und „Doruntinas Heimkehr“ begründete er bereits unter dem kommunistischen Regime seinen Weltruhm. Sein internationales Renommee bescherte ihm vergleichsweise große Freiheiten, zum Beispiel Auslandsreisen und die Möglichkeit, dem Regime nicht genehme Passagen seiner Werke selber umzuschreiben. Kadares Entscheidung vom Oktober 1990, Albanien zu verlassen, war ein schwerer Schlag für das bereits wankende kommunistische Regime. In seinem Brief an Staats- und Parteichef Ramiz Alia rechnet er scharf mit der politischen Führung seines Heimatlandes ab.